

F a u s t.

Poligrafisch-illustrirte Zeitschrift

für

Kunst, Wissenschaft, Industrie und geselliges Leben.

Mit 72 Kunst-Beilagen verschiedener Druckfächer und vielen Holzschnitten.

Die Wahl der Illustrationen aus den bisher nur in der k. k. Hof- und Staatsdruckerei gepflegten Druckkünsten geschieht unter der persönlichen Einflusnahme des Herrn Direktors der genannten Anstalt, Regierungsrathes Alois Auer.

Mitarbeiter:

Moriz Bernann, Georg Beher, Ludwig Bowitzsch, Braun v. Braunthal, J. F. Castelli, Cajetan Cerri, Friedrich Dornau, Emil, M. A. Feierabend, Franz Fipinger, A. Foglar, G. Frauensfeld, C. R. Frühauf, Jeanne Marie von Gayette, Amadeo Gentilli, Fr. Gerstäcker, Ernst Heger, Hermannsthal, Joh. N. Hoelsl, Franz Hottner, Louis Julius, K. A. Kaltenbrunner, Kertbeny, Dr. W. F. Kun, Ferdinand Kürnberger, Nikolaus von Lagusius, Gustav Lakenbach, Moriz Karl-Werner, Karl v. Mayer, L. Julian Marschall, Wilhelm v. Meberich, Fr. W. Neuberger, Alexander Patuzzi, Freiherr v. Pänmann, Chr. Pleffe, Otto Prechtler, Dr. Rudolf Puff, Dr. Karl Reclam, Kiedl v. Leuenstern, Ludwig Scheyrer, G. A. Schimmer, Baron Franz Schlehta, Ad. Schmitt, Prof. Dr. Ferdinand Schur, J. G. Seidl, Fr. Simony, Friedrich v. Strobach, Dr. Joh. Nep. Vogl, F. C. Weidmann, Franz Xaver Wurm u. u.

Mit artistischen Beiträgen:

von

Thomas Benedetti, Emerich Benkert, Anton Bogner, v. Exter, Konrad Grefe, Halenberg, W. G. Küniger, Fr. Kollarz, Gustav Leybold, Christian Mayer, Pölzel, Ransberger, Gottf. Seelos, Wernigl, Wimmer, K. Wölfler, J. Würbel, L. C. Zimmermann u. u.

Vierter Jahrgang.



Wien, 1857.

Druck und Verlag von M. Uer.



Poligrafisch = illustrierte Zeitschrift

für Kunst, Wissenschaft, Industrie und geselliges Leben,

begleitet von Kunst-Beilagen aus mehr als 30 Druckfächern.

Die Wahl der Illustrationen aus den bisher nur in der k. k. Hof- und Staatsdruckerei gepflegten Druckkünsten geschieht unter der gefälligen Einflussnahme des Herrn Direktors der genannten Anstalt, Regierungsrathes Auer.

Von dieser Zeitschrift erscheinen jährlich 24 Nummern von 24 Bogen Text und über 70 Kunstbeilagen.

Bestellungen nehmen alle Postämter und Buchhandlungen des In- u. Auslandes an. Preis für Wien ganzjährig 12 fl., halbjährig 6 fl. und vierteljährig 3 fl. C. M. Zustellungsgebühr 30 kr. — Für Auswärtige mit Postversendung ganzjährig 14 fl., halbjährig 7 fl. und vierteljährig 3 fl. 30 kr. C. M.

Ankündigungen, welche dem Zwecke dieser Zeitschrift entsprechen, werden aufgenommen und portofrei erbeten. — Im Falle Ankündigungen illustriert erscheinen sollen, wird Zeichnung und Schnitt gleichzeitig geliefert und billig berechnet.

Die gewöhnliche Einrückungsgebühr für die gebrochene Petitzeile beträgt 5 kr. C. M. Redaction: Mariahilf, große Stiftgasse Nr. 75. Verlags- und Expedition: Stadt, Kärntnerstraße Nr. 1055.

Inhalt: Zweifel und Glaube. Erzählung von Braun von Braunthal. — An den Frühling. Von Baron Franz Schlehta. — Ein Turnier in Wien 1580. Von G. A. Schimmer. — Malerisch. Eine Abhandlung von Amadeo Gentili. (Schluß.) — Ein erstes Wort über Wohnungen. (Schluß.) — Blicke in das Leben. Von Braun von Braunthal. — Anatomische Skizzen. (Fortsetzung.) — Einige Worte über Stenografie. (Schluß.) — Erklärung der Kunstbeilagen.

N^o. 14.

Artifizielle Weisagen: 1. Hagen bekümmert die Königin Ehrimsilde den Mord Siegfrieds. (Nach Raaf's sen. Gemälde, in Kupfer gestochen.) 2. Ansicht des Artillerie-Arsenals von Topkana in Konstantinopel. (Nach einer Fotografie auf Stein gezeichnet und gedruckt.) — 3. Das indische Nashorn. (Nach dem Leben gezeichnet und lithografiert von Zimmermann.)

IV. Jahrgang.

Zweifel und Glaube.

Erzählung von Braun v. Braunthal.

1. Der Sonderling.

Die Saison von Bagnères de Bigorre hatte begonnen und schien eine der glänzendsten werden zu wollen, die sich in diesem reizenden Bade jemals entfaltet; denn schon in den letzten Maitagen des Jahres 184* waren die besten Wohnungen der Stadt wie der angrenzenden Orte von der großen Welt gefüllt, wozu London, Paris, Madrid und andere Hauptstädte ihre mächtigen Kontingente an Rang, Reichthum und Schönheit stellten.

Der Mai verdient seinen schönen Beinamen „Wonnemond“ in keiner Gegend Europas mit mehr Recht als im Campanerthale; vielleicht erscheint auch der Lenz in keinem Theile der Erde holder als in dieser reizenden Niederung des Pyrenäenzuges, die der rasche, klare Adour durchströmt.

Wunderliche Menschen sind an einem Badeorte keine seltene Erscheinung und sie erregen da auch weniger Aufsehen als anderswo; denn Krankheit, diese unästhetische Vorstufe des Todes, nimmt es mit dem Leben nicht so genau, kümmert sich um das Konventionelle desselben nur wenig und handelt nach ihren eigenen, durch augenblickliche Bedürfnisse und Wünsche hervorgerufenen Gesetzen, die bisweilen der Norm des gesunden Daseins ganz entgegengesetzt sind; ja es muß ein Sonderling von außerordentlicher Bizarrerie sein, wenn er von der Badewelt deshalb durch Aufmerksamkeit ausgezeichnet werden soll.

Ein solcher war in der bezeichneten Saison der junge Lord Arthur *** für die große Welt von Bagnères.

Schon zu Anfang Aprils daselbst eingetroffen, ward er alsbald für die Stadtbewohner so wie für alle nach und nach ankommenden Fremden ein Gegenstand der Verwunderung, des Staunens, der brennendsten Neugierde; mit einem Worte, ein Räthsel, dessen Lösung alle Köpfe und sehr viele Herzen in Anspruch nahm; von letzteren natürlich zumeist die jugendlichen des zarten Geschlechtes, die noch nicht oder nur halb verpflichteten, dem Traume der Liebe noch mit aller Schwärmerei unverkümmerter Fantastie nachhängenden Herzen.

Lord Arthur war, nach der Versicherung einiger in Bagnères anwesenden vornehmen Engländer, unermesslich reich, und dabei, was keiner

weiteren Zeugenschaft bedurfte, einer der schönsten Männer, die jemals ein Frauenherz in süße Unruhe versetzt; noch nicht ganz dreißig Jahre alt, von hoher, schlanker und doch kräftiger Gestalt, edlen normännischen Zügen, deren makelloser Reinheit die durch langes, dunkles Lockenhaar auffallend hervorgehobene Blässe des Antlitzes nicht nur keinen Abbruch that, sondern einen Reiz mehr verlieh, und von einem Blicke aus großen schwarzen Augen, der, ungeachtet der melancholischen Beschattung durch Wimpern und Brauen, etwas Magisches, um nicht zu sagen Dämonisches, an sich hatte, das jeden ihm begegnenden Blick magnetisch festhielt, geheimnißvoll bannte, bis es ihm selbst gefiel, den momentanen Zauber durch einen flammenden Blick zu lösen.

Poetische Gemüther fanden in dieser seiner Schönheit viel von jener entseglischen der gefallenen Engel, und selbst den prosaischen lößte sie eine Scheu ein, ähnlich der vor einem Abgrunde, in dessen undurchdringliche Finsterniß man, erhebend und zurückschaudernd zwar, aber dennoch zu starren sich gebrungen fühlt.

Des Lords herrliche Gestalt umhüllte — Niemand hatte ihn noch in anderer Kleidung gesehen — eine bis an die Knie reichende faltige, um die Lenden durch einen schmalen Ledergürtel zusammengehaltene Blouse von mattglänzendem schwarzen Seidenstoffe, über der breiten starkgewölbten Brust geschlossen bis an den immer bloßen blendend weißen Hals, um den der breite, reine Hemdkragen lag und die üppigen Locken fielen. Meist erschien er unbedeckten Hauptes, eine barretähnliche schwarzseidene Kappe mit breitem Schirme in der Hand, um deren Weiße und Zartheit, obgleich er sie stets der Luft aussetzte, ihn manche Dame beneiden konnte.

Er hatte sich eine der reizendsten kleineren Villen am Adour außerhalb der Stadt gemiethet und bewohnte diese mit seinem einzigen, schon altersgrauen Diener; den für die Saison gebungenen Gärtner abgerechnet, der, die geschmackvollen Anlagen um die Villa beaufsichtigend, ein Zimmer des Erdgeschosses inne hatte.

Was den Lord nach Bagnères geführt, wußte sich Niemand zu sagen: er gebrauchte nicht die Kur, schloß sich nicht an die Gesellschaft, sprach nicht einmal mit seinen Landsleuten, durchschritt nur bisweilen die Salons und eleganten Promenadeplätze wie ein Nachtwandler, speiste nie an einem der

Schließen läßt; z. B.: ich lieb, du lieb, er lieb, wir lieb, ihr lieb; — dagegen: sie lieben, zum Unterschiede von der dritten Person der Einzahl weiblichen Geschlechts.

Die letzteren Kürzungsarten bilden schon den Uebergang zu der syntaktischen Kürzung. Während die Sigel solche Abbreviaturen sind, die an einzelnen Wörtern vorgenommen werden, kann die Kürzung der Flexionsendung nur dann stattfinden, wenn mehrere Wörter — Artikel und Nomen, Pronomen und Verbum — zusammentreten; die syntaktische Kürzung aber kann fast nicht anders angewandt werden, als bei ganzen Sätzen, wie auch der Name „Prädikatskürzung“ darauf hinweist; denn ein Prädikat ist ja bloß in einem vollständigen Satze zu suchen. Was sind nun diese syntaktischen oder Prädikatskürzungen? Schon die Benennung leitet auf die Erklärung, denn es sind diese Kürzungen namentlich da am Plage, wo in einem Redesatze das Prädikat sich leicht durch den Sinn ergänzen läßt, sobald nur die Flexionsendung, welche Personal- und Zeitform anzeigt, geschrieben ist. Ein Beispiel mag uns das Gesagte verdeutlichen. In dem Satze: „Er liest seiner Mutter einen Brief vor“ kann ich für „liest“ (also für das Prädikat) ein *t* setzen, und jeder, wenn er anders deutsch versteht, wird das richtige Wort lesen; in der stenografischen Schrift wird dann das *t* etwas höher als die übrigen Charaktere gestellt und dadurch unverkennbar die stattgefundene Kürzung angezeigt, so daß ein Mißverständnis im Lesen nicht zu befürchten ist. Sollte diese Art der Kürzung aber dennoch hin und wieder dunkle Stellen in der Schrift veranlassen können, so kann man, um jeder Undeutlichkeit zu begegnen, noch den Auslaut — den letzten Konsonanten — der Verbalwurzel mit zu Hilfe nehmen: „Er *ta* mir mit der Post ein Paket“ — das Prädikat „sendet“ wird jeder leicht ergänzen.

Auf eine andere Weise kürzt man, namentlich bei ablautenden Verben, dadurch, daß man bloß den vokalischen Inlaut des Wortes schreibt, z. B.: „Und Ross und Reiter“ ich niemals wieder.“ — Am sichersten und zugleich am meisten verwendbar sind beide Kürzungsarten, sowohl die mittelst der Flexion, als auch die mittelst des Inlautes (die Klangkürzung), wenn das Wort noch eine Vorsilbe hat, die dann um so zuverlässiger auf das richtige Wort führt; z. B.: „Wer“ er's nicht mit einem heil'gen Eide?“ — „Die Welt ver“ mit ihrer Lust.“ In beiden Beispielen wird die Verbalform (ver- sprach — vergeht) leicht zu ergänzen sein.

Ein eben so weites Feld wie bei der Kürzung der Verben als Prädikate ist auch bei den zusammengesetzten Wörtern geöffnet, gleichviel, ob die Zusammensetzung aus zwei Begriffswörtern besteht, oder ob eines der verbundenen Wörter ein Formwort ist. Hier kann bald das Bestimmungswort, bald das Grundwort abbreviiert werden; die Kürzung kann durch den Anlaut, den Inlaut oder den Auslaut, sie kann auch durch eine Endung geschehen: so bald nur die beiden obersten Bedingungen der Stenografie — Kürze und Lesbarkeit — nicht aus den Augen gelassen sind, ist gegen das System nicht verstoßen.

Es darf hier übrigens nicht verschwiegen werden, daß ein gewisses Eingehen in den Geist Gabelsberger's nöthig ist, um alle die Kürzungsmittel, die der Meister seinen Jüngern an die Hand gab, richtig und mit Nutzen zu gebrauchen; denn wie jede Freiheit, stützt sich auch diese in Anwendung der Kürzungen auf ein bestimmtes Gesetz, das zwar nicht immer ausgesprochen ist, das aber dennoch besteht; und wird dieses Gesetz außer Acht gelassen, so artet die Freiheit in Willkür aus, die dann jeder Uebereinstimmung der Einzelnen untereinander feind ist, und Uneinigkeit, Zank und Hader zwischen die früher Vereinigten wirft. Leider ist auch die Gabelsberger'sche Stenografie von solchen abweichenden Bestrebungen nicht verschont geblieben, und diesen verdankt die Welt mehrere Lehrbücher, die bedeutende Aenderungen des Systems enthalten, während es dagegen der Zweck des Münchener Zentral-Vereines ist, vor Allem die Schrifteinheit zu wahren und allen Abschweifungen entgegenzutreten. So hat denn auch dieser Verein, der schon bei der Herausgabe des oben erwähnten Lehrbuches seinen Hauptzweck besonders im Auge hatte, in den „Stenografischen Blättern“ ein Organ geschaffen, das den Bestrebungen des Vereines eine Stimme leiht, und für die Erhaltung der Schrifteinheit und die Anwendung der Schrift im Sinne Gabelsberger's in die Schranken tritt.

Noch dürfen wir nicht eines Lehnmittels vergessen, das in Folge eines von der ersten allgemeinen Versammlung Gabelsberger'scher Stenografen zu München (August 1852) veranstalteten Preisausschreibens verfaßt und gekrönt wurde. Es ist dies das „Kurzgefaßte Lehrbuch der Gabelsberger'schen Stenografie“ von Grazmüller (Preis 10 Sgr.), ein Werk, das in gedrängter Kürze das Ganze der Redezeichenkunst gibt, und fast überall beim Unterrichte in der Gabelsberger'schen Stenografie eingeführt worden ist.

Erklärung der Kunstbeilagen.

1. Gagen bekennet der Königin Chrimhilde den Mord Siegfrieds.

(Nach Raab's sen. Gemälde in Kupfer gestochen.)

Siehe das heutige Damen-Album.

2. Ansicht des Artillerie-Arsenals von Cophana in Konstantinopel.

(Nach einer Photographie auf Stein gezeichnet und gedruckt.)

3. Das indische Nashorn.

(Nach dem Leben gezeichnet und litografiert von Zimmermann.)

Der Herausgeber des „Faust“ glaubt den Lesern dieses Blattes keine unwillkommene Gabe zu liefern, indem er diesem Hefte eine höchst naturgetreue Abbildung des schönen, erst seit vorigem Jahre in der kaiserl. Menagerie zu Schönbrunn befindlichen indischen Nashornes (*Rhinoceros indicus*) beifügt.

Es ist ein etwas über drei ein halbjähriges Weibchen, dessen Horn bisher noch von sehr geringer Höhe ist. Die große Seltenheit dieses Thieres, welches unsere Zeitgenossen nur zweimal in Oesterreichs Hauptstadt und zwar in den Jahren 1818 und 1836 in Tournaire's Menagerie zu sehen Gelegenheit hatten, und die sehr geringe Zahl gelungener Abbildungen, welche von demselben überhaupt bestehen, dürften es doppelt erwünscht erscheinen lassen, ein vollkommen getreues Bild von jenem Thiere zu besitzen, und zwar um so mehr, als man bei der Besichtigung des lebenden in Schönbrunn nur selten den Moment erlaublich kann, das Thier genau und in der Nähe zu betrachten und dadurch sein Bild sich in's Gedächtniß einzuprägen.

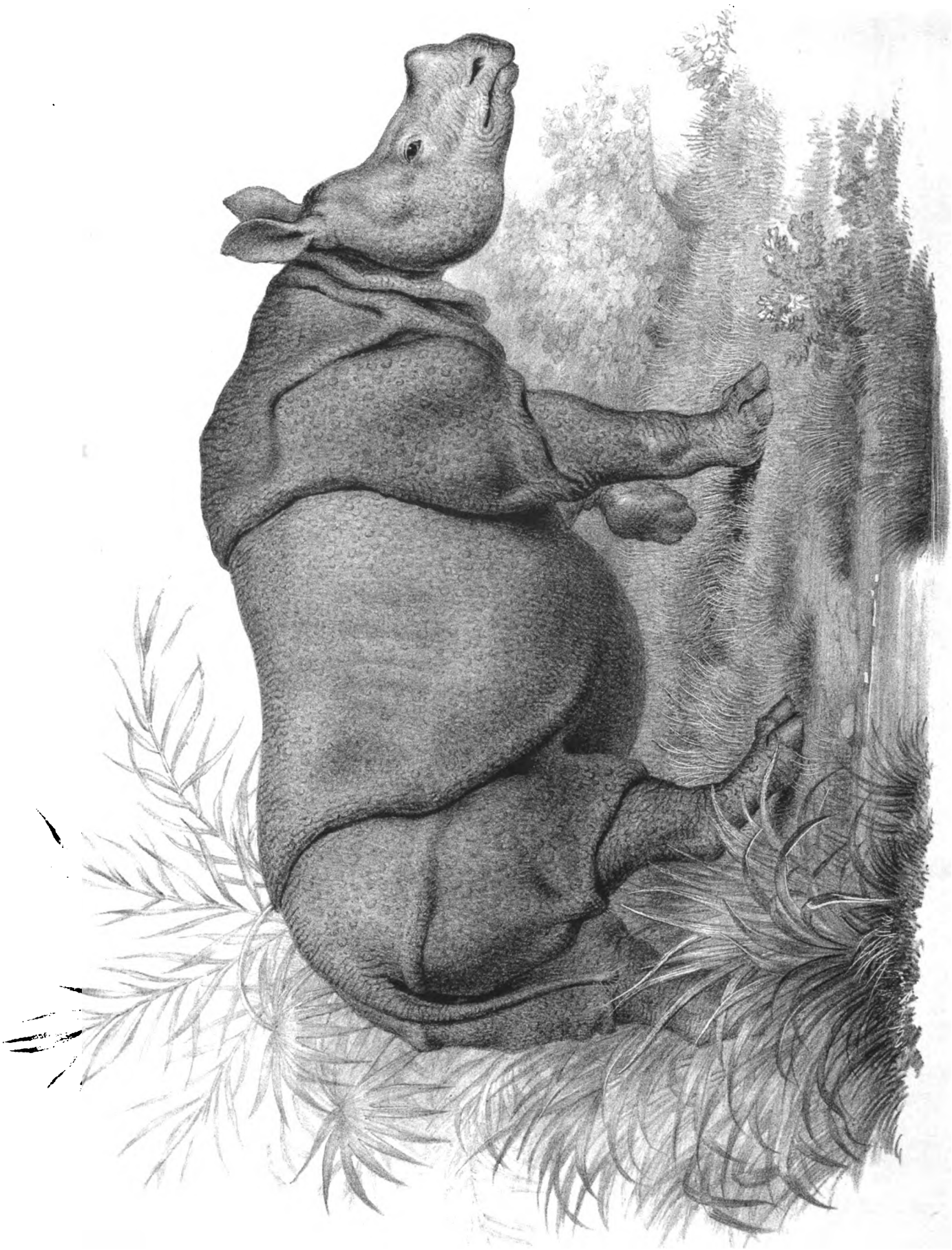
Wir halten es für überflüssig, uns über die Sitten und Lebensweise desselben hier näher zu verbreiten, da fast jede Naturgeschichte dieselben schildert, wenn auch mehr oder weniger mit Unrichtigkeiten und selbst Fabeln vermengt, und begnügen uns damit, nur einen ganz kurzen Umriss im Allgemeinen darüber zu geben.

Das indische Nashorn ist ein ausschließlicher Bewohner des Festlandes von Ostindien und kommt sowohl in Vorder- als Hinterindien vor, wo es sich in sumpfigen Wäldern aufhält und meist einsam und nie in größerer Zahl beisammen lebt. Es nährt sich nur von den verschiedenen Pflanzen, die ihm seine Heimat bietet, und ist im Allgemeinen von gutmüthiger Natur. Dumm und träge, wie es ist, fügt es dem Menschen nie ein Leid zu, außer wenn es von ihm gereizt oder verfolgt wird. Desto fürchtbarer wird es aber für ihn, wenn er es anzugreifen sucht. Mit Wuth stürzt es auf seinen Feind los, tritt Alles nieder, was sich ihm entgegenstellt, bahnt sich selbst durch das dichteste Gezweig der indischen Hohngebüsch und Wälder einen Weg und ergreift seinen Verfolger, wenn es ihn erreicht, mit seinem Horn, mit dem es ihm den Leib aufreißt und ihn hoch in die Luft schleudert, so daß er todt zu Boden fällt. Verfehlt es ihn, was jedoch nur dann geschieht, wenn sich der Mensch zur rechten Zeit nach hinten flüchtet und hinter starken Bäumen zu verbergen sucht, so verliert es bei seinem schwachen Gesichte und der Unbehilflichkeit im Wenden bisweilen seine Spur und dann läßt es seinen Grumm nur an der Erde aus, die es mit seinem Horne unter heftigem Grunzen aufwühlt und durchsucht, worauf es jedoch, bald wieder beruhigt, von dannen zieht. Die Jagd auf dieses Thier ist jedenfalls mit sehr großen Gefahren verbunden und erfordert geübte Särzen und gute Kugelbüchsen, da gewöhnliche Musketentugeln leicht an seinem hornigen Panzer abprallen, wenn sie nicht zwischen die Hautfalten treffen, in denen es leicht verwundbar ist. Wird es erzürnt oder ist es mißmüthig, so stößt es gellende Töne aus, während seine gewöhnliche Stimme dem Grunzen des Schweines gleicht. Gegen Angriffe der Raubthiere ist es bei nur einigermaßen vorgeschrittenem Alter völlig sicher und wenn es mit dem Elefanten, der dieselbe Heimat und auch denselben Aufenthalt mit ihm theilt, in Kampf geräth, so bleibt es meistens Sieger, indem es an ihn anreißt und ihm mit seinem Horne den Bauch aufschlägt.

Dagegen ist die Sage von dem angeborenen Hass desselben gegen den Elefanten völlig ungegründet. Das Weibchen bringt stets nur ein einziges Junges zur Welt, das die Mutter lange saugt und mit sich führt. Das indische Nashorn liebt das Wasser, wälzt sich im Schlamm und schwimmt, ungeachtet seines ungeheuren körperlichen Umfangs, mit großer Leichtigkeit. Jungeingefangene Thiere werden sehr bald zahm und behalten diese Zahmheit bei guter Behandlung selbst bis in das spätere Alter. Nach dem langsamen Wachsthum zu schließen, scheint das indische Nashorn ein ziemlich hohes Alter zu erreichen. Sein schlechtes schwammiges Fleisch wird nur hier und da von den Eingeborenen gegessen, die Haut, welche von der Dicke eines Brettes ist, zu Schildern, Panzern und Peitschen verwendet. Das Horn war schon in den frühesten Zeiten sehr geschätzt, und damals schon verfertigte man daraus zierlich gearbeitete und mit edlen Metallen reich verzierte Becher und Schalen, die der Abgabelung für untrüglich hielt vergiftete Getränke zu verrathen, indem die eingegossene Flüssigkeit, wenn sie Gift enthielt, durch dieselben durchschwigen oder überschäumen sollte.

Das indische sowohl als auch das afrikanische zweihörnige Nashorn war schon den Alten bekannt, und beide erschienen schon zur Zeit der alten Römer bei den Thierkämpfen, welche die Nezenten ihrem Volke gaben. Das erste indische Nashorn wurde von Pompejus dem Großen dem Volke gezeigt. Auch unter den Kaisern August, Trajan, Domitian, Antoninus, Vespasian, Commodus, Caracalla, Elagabalus, Gordian III. und Heraclius sahen die Römer lebende Nashörner bei den Kampfspielen im Circus und in den Triumphzügen ihrer Kaiser. Theils waren es indische, theils afrikanische, wie dies einige Münzen Domitians beweisen, auf denen das zweihörnige afrikanische Nashorn abgebildet erscheint, das seitdem nie mehr lebend nach Europa kam. Von der Zeit der römischen Herrschaft bis zum 16. Jahrhundert gelangte kein lebendes Nashorn mehr in unseren Welttheil, und das erste, welches das christliche Europa sah, war jenes, welches König Emanuel von Portugal im Jahre 1513 als Geschenk aus Ost-Indien erhielt, und von welchem Albrecht Dürer, nach einer schlechten und unvollständigen Zeichnung, die er aus Lissabon eingeschickt erhielt, im Jahre 1515 eine Abbildung im Holzschnitt veröffentlichte. Seit jener Zeit wurden bis zum jüngst verfloffenen Jahre, mitbin während des langen Zeitraumes von 342 Jahren, nur 9 Nashörner lebend nach Europa gebracht und zwar in den Jahren 1685, 1739, 1741, 1770, 1799, 1801, 1815, 1834 und 1840, welche beinahe sämtlich und mit alleiniger Ausnahme jenes vom Jahre 1801, einer und derselben, und zwar der indischen Art angehörten. Nur das im Jahre 1801 in Holland angekommene, erst 14 Monate alt gefundene männliche Thier war eine verschiedene Art, nämlich das javanische Nashorn (*Rhinoceros javanicus*), welches seitdem nicht wieder lebend nach Europa kam. Dieses sowohl als das im Jahre 1790 in England angekommene dreijährige Männchen waren für die kaiserliche Menagerie zu Schönbrunn bestimmt, beide aber starben noch früher, bevor sie an den Ort ihrer Bestimmung gelangten; und somit ist das hier abgebildete das erste, welches die Schönbrunner Menagerie seit ihrem mehr als hundertjährigen Bestand besitzt. Es ist dies eines jener fünf Individuen, die fast gleichzeitig im Jahre 1855 nach Europa gelangten, und welche dormalen die vorzüglichsten Menagerien Englands und des Festlandes zieren.

Dr. Leopold Fitzinger.



Beilage zu M. Auer's „Fauna“.

Das indische Nashorn.

Nach d. Lebensbild. v. F. T. Zimmermann.